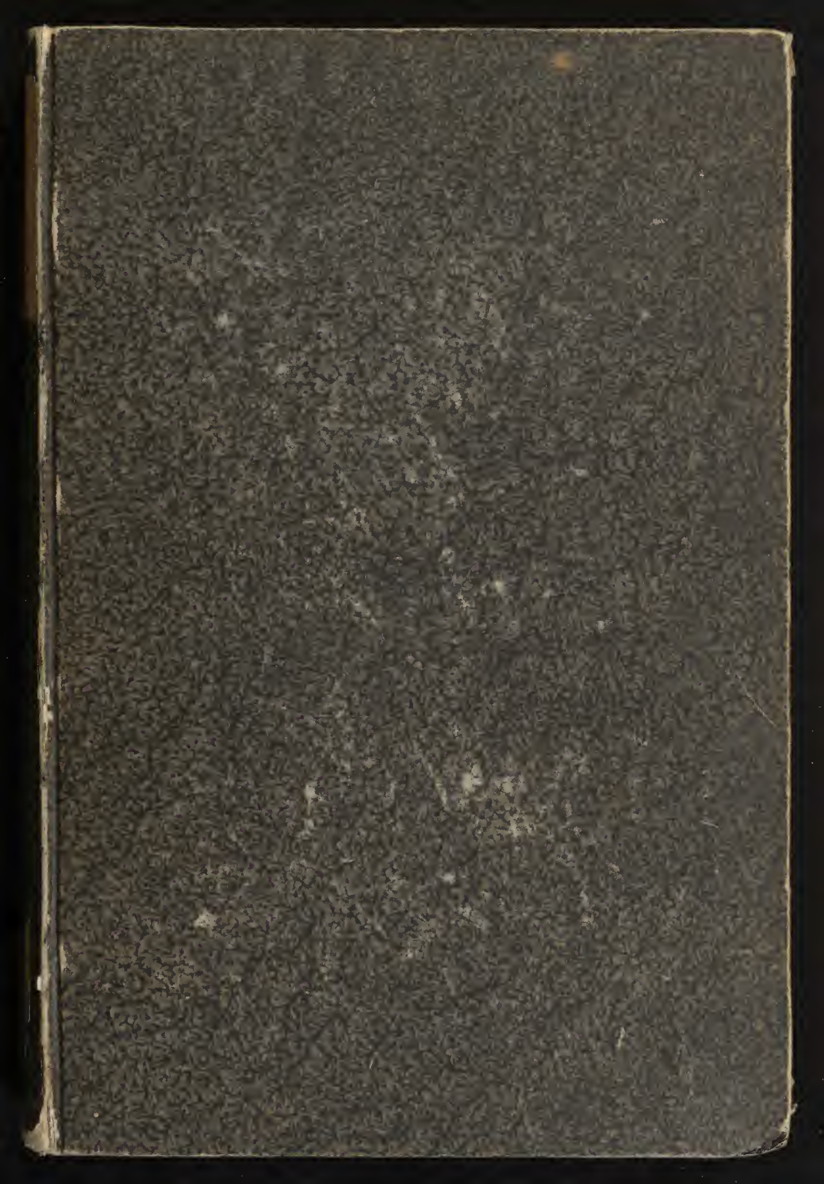




Rückblicke auf das Jahr 1858.

Zweiter Artikel.

Indien.

Wir haben im ersten Heft dieses Jahrgangs unsre Blicke längere Zeit auf dem türkischen Reiche verweilen lassen und den dortigen Stand der Dinge uns zu vergegenwärtigen gesucht. Wir schreiten mit unsrer Umschau weiter in den Osten vor und wenden unser Auge nach demjenigen Lande, das in der neuesten Zeit vor andern die Aufmerksamkeit der europäischen Welt auf sich gezogen hat, — nach Indien.

Das Jahr 1858 wird für die Geschichte dieses großen und bis in seine Grundfesten erschütterten Reiches auf alle Zeiten denkwürdig und von unvergänglicher Bedeutung bleiben. Der furchtbare Militär-Aufstand, der am 10. Mai 1857 zu Mīrat seinen blutigen Anfang nahm, dann gleich einer mitternächtlichen Feuersbrunst mit unglaublicher Schnelligkeit und unter entsetzlichen Verheerungen von Station zu Station, von Provinz zu Provinz sich verbreitete und endlich so ungeheure Dimensionen annahm, daß eine Armee von 100,000 wohldisciplinirten, mit fast unerschöpflichen Kriegsvorräthen ausgerüsteten und fanatisch aufgeregten Sipāhis siegesgewiß jenen kleinen Häuflein der Engländer gegenüberstand, die auf hunderte von Meilen von einander getrennt, unvorbereitet, ohne Zusammenhang unter sich, fast vereinzelt um ihr nacktes Leben kämpften, — dieser Militär-Aufstand ist durch Anstrengungen, Aufopferungen und einen Heldenmuth, wie dessen nur die angelsächsische Rasse fähig ist, und wie ihn die Geschichte nur in wenigen Fällen wieder aufzuweisen vermag, zuerst gestemmt, dann in seinem eigentlichen Herd (Delhi und Lacknau) überwunden

und zuletzt auch in seinen Ausläufern und Verzweigungen fast gänzlich vernichtet worden. Der Feldzug der kühleren Jahreszeit (vom November 1858 an) hat ihm den Todesstoß gegeben, und wenn auch da und dort größere Räuberhaufen unter verzweifelten Häuptlingen noch in den Sumpfgebüschen von Rohilkand oder Centralindien den wilden Einzelkampf fortzusetzen geneigt sind, so spricht doch die fast allenthalben wiederhergestellte Ordnung des Landes ebenso sehr, wie die allgemeine Niedergeschlagenheit der tiefer als je gedemüthigten Muselmanen und Bramanen die unwiderlegliche Thatsache aus: „Die größte und verhängnißvollste Rebellion, welche die Welt je gesehen hat, ist durch Gottes rettende Gnade und durch den Muth großer Helden nach anderthalb Jahren beendigt, niedergeschlagen und überwunden!"

Als dieser Aufstand ausbrach, da stand derselbe wie ein großes, unerklärliches Räthsel vor den Augen der Welt da. Tausend Meinungen über die Ursachen seiner Entstehung und seiner raschen und allgemeinen Verbreitung wurden in Zeitungen und Flugschriften ausgesprochen; Sinn und Unsinn, Verstand und Unverstand, Gutmüthigkeit und Bosheit, herzliche Theilnahme und dämonische Schadenfreude führten dabei das Wort. Das Jahr 1858 hat auch darüber weiteres Licht verbreitet. Wir haben in dem Aufsatz über den „indischen Militär-Aufstand", der im Jahrgang 1857 in diesem Magazin erschienen ist, die Ansicht ausgesprochen, daß „der Bramanismus sich zu einem Verzweiflungskampf gegen die eindringende christliche Bildung aufgemacht habe, . . daß der Wahlplatz und das Schlachtfeld für diesen Kampf die indobrittische Armee sei, . . und daß die Muhamedaner diesem ursprünglich religiösen Kampfe einen politischen Karakter gaben, indem sie den Sturz der brittischen Herrschaft und die Aufrichtung ihrer alten Mogulherrschaft in Delhi als Zweck und Ziel der Empörung aufstellten." Miss. Mag. 1857, S. 408. Diese Ansicht, die wir gleich zu Anfang des erschütternden Ereignisses aussprachen, ist seitdem durch viele Thatsachen bestätigt worden.

Es ist wohl der Mühe werth, die Eingeborenen Indiens selbst über die Ursachen dieser Rebellion zu vernehmen. Zwei nicht unbedeutende Dokumente aus der Feder von einsichtsvollen und sachkundigen Eingeborenen liegen vor uns. Das eine ist verfaßt von einem Muhamedaner, das andere von einem heidnischen Hindu. Wir legen auszugsweise beide unsern Lesern vor.

Das erste ist geschrieben von Scheikh Hideiat Ali, der sich „Subadār" und „Sirdār Bahādur" nennt, — vornehme Titel, die unsern Adelstiteln entsprechen. Er stand als eingeborener Offizier in dem Sikh-Bataillon von Bengalen unter dem Oberbefehl des brittischen Capitän Rattray. Seine Familie war seit drei Generationen im brittischen Kriegsdienst, indem sein Großvater zuerst im Jahr 1763 in die Reihen der Sipāhi-Armee eintrat. Das Original seiner Schrift ist in der Urdusprache geschrieben, von Rattray wörtlich ins Englische übersetzt und in der Times (April 1858) veröffentlicht. Der Scheikh, ein treu gebliebener Freund der Engländer, faßt zuerst die Hindus in der Sipāhi-Armee ins Auge, wobei er vorausschickt, daß sie „sprichwörtlich Narren seien in Sachen ihrer Religion." Das erste Erwachen meuterischer Stimmungen unter den Hindu-Sipahis datirt er zurück bis auf das Jahr 1833, wo eine Armee von indischen Eingebornen nach Kabul (jenseits des Indus) beordert wurde. Hier hätten drei Ursachen zusammengewirkt, um eine große Verstimmung hervorzurufen. Die Hindus nämlich seien gezwungen worden, ihre religiösen Waschungen einzustellen, nicht in Folge eines Befehls ihrer (brittischen) Offiziere, sondern einfach, weil das Klima der Gebirgsgegend zu kalt war. Sie hätten sich ferner genöthigt gesehen, ihre Speise von Muhamedanern zu kaufen, indem nur Muhamedaner Lebensmittel zum Verkauf ausgeboten hätten. Endlich seien sie durch die Berührung mit Fellen todter Thiere verunreinigt worden; als nämlich der Winter kam und die armen Bursche in ihren Zelten vor Kälte gezittert hätten, sei jedem Sipāhi von den Offizieren „aus Mitleid" ein Wams von Schaffellen zugetheilt worden. — Die muhamedanischen Sipāhis hingegen, die den Feldzug nach Kabul hätten mitmachen müssen, seien dadurch erbittert und verstimmt worden, daß sie gezwungen wurden, gegen ihre eigenen Glaubensgenossen (die Afghanen) zu kämpfen, was im Korān verboten sei. Sie hätten deßhalb in den Schlachten nie nach dem Feind gezielt, sondern immer in die Luft geschossen. Als nun die Sipāhis aus Afghanistan nach Indien zurückkehrten, so seien sie von ihren daheimgebliebenen Kameraden als Unreine, die ihre Kaste verdorben hätten, angesehen und behandelt worden. Dabei gibt der Scheikh seltsame Mittheilungen über die Schwierigkeiten, die sich für einen Hindu-Soldaten aus seinen Kastenvorurtheilen, namentlich in Sachen des Kochens und der Mahlzeiten ergeben. Ein Hindu darf nicht blos nicht mit einem Muhamedaner aus der gleichen Schüssel

essen, sondern er schrickt auch mit gleichem Grauen vor dem Zusammenessen mit jedem andern Hindu zurück, der nicht von seiner eigenen Kaste ist. Ein Bramane kann und darf nur mit Bramanen, und auch da nicht mit allen Bramanen essen. Es giebt zehn oder zwölf Unterabtheilungen dieser vornehmsten Kaste, und keine Abtheilung darf die Mahlzeit mit einer andern theilen, oder auch nur essen, was die Andern gekocht haben. Am Ende kommt es darauf hinaus, daß „ein Hindu nichts aus der Hand eines andern Hindu genießt, es sei denn Einer des Andern Bruder oder Vetter." Diese Kastenschwierigkeiten werden am meisten gefühlt in der Armee, in den Gefängnissen und in den Hospitälern.

Die Verstimmung der Sirdārs (vornehmen eingeborenen Beamten) und überhaupt der höhern Klassen der indischen Bevölkerung datire, so sagt der Scheikh, hauptsächlich aus den Jahren 1849 und 1850 her, wo die brittische Regierung zu Saharanpur ein großes Hospital für die Kranken aller Glaubensbekenntnisse habe bauen lassen und in einem öffentlichen Erlaß ausdrücklich befohlen habe, daß alle Kasten, ohne Unterschied, hier gleich behandelt werden sollten. Darin habe man nichts Geringeres erkennen zu müssen geglaubt, als die geheime Absicht der Engländer, allen Hindus ihre Kaste, d. h. ihre Ehre und Würde zu nehmen. Der öffentliche Erlaß sei dann in Folge der allgemeinen Aufregung zurückgenommen worden.

Dann kommt der Scheikh auf die Missionare zu reden; und hier tritt uns der im Lande weit verbreitete Irrthum wieder entgegen, als ob diese schlichten Diener Christi nichts anderes seien, als Beamte der Regierung, deren Ermahnungen man als „obrigkeitliche Befehle" anzusehen habe. „Nach jenen Vorfällen," schreibt er, „riefen die Missionare alle Maulawi's und Panditen (muhamedanische und Hindu-Gelehrte oder Priester) zusammen und fragten sie, warum sie ihre Weiber von dem Verkehr mit der übrigen Welt abschlößen; sie sollten sie frei sich bewegen und ungehindert ausgehen lassen, wie dieß in andern Ländern der Fall sei. Die Padre's (Missionare) sagten ihnen, sie sollten ihre Kinder nicht beschneiden lassen, noch ihnen den Dschano (die Bramanenschnur, ein Kastenzeichen) umhängen; auch sollten sie sie nicht verheirathen vor dem achtzehnten Jahr. Von allem diesem dürfe künftig nichts mehr geschehen ohne die Erlaubniß des Distrikts-Magistrats. Diese Fragen und Bemerkungen brachten eine große Furcht unter Muhamedanern und Hindus hervor. Sie sagten unter

einander: 'Wenn die Regierung auf der Durchführung dieser obrigkeitlichen Befehle besteht, zu was wird sie uns dann noch weiter zwingen? Sie wird endlich unsre Religion und unsre Sitten ganz und gar zerstören!' Viele Personen beider Religionen kamen damals in Kalkutta zusammen, um sich über diese Dinge zu berathen. Auch in den Landbezirken redeten die Missionare mit den Dorfbewohnern in gleicher Weise, so daß Alle mehr oder weniger für ihre Religion besorgt und gegen die Regierung verstimmt wurden; denn sie waren überzeugt, die Missionare hätten nicht wagen dürfen, solche Befehle zu geben, ohne die Zustimmung der Regierung." *)

Hierauf berührt der Scheikh die Einverleibung des Königreichs Audh in das brittische Gebiet. Es habe allenthalben die Meinung geherrscht, daß zwischen der Ostindischen Compagnie und dem König von Audh ein Vertrag bestehe, wornach dieses Reich nie der brittischen Herrschaft einverleibt werden solle. Nun hätten die Leute gesagt: „Wenn die Regierung einen König enthront, der von jeher zu ihren treuesten Verbündeten gehörte, welcher unabhängige Fürst oder König ist da noch seines Thrones sicher? Jeder Sirdār, der noch etwas zu verlieren hatte, fieng an, vor der brittischen Regierung sich zu fürchten und sie zu beargwöhnen; aber sie fühlten, sie seien ohnmächtig und hülflos, da sie keine Soldaten halten durften, und so blieb ihnen nichts übrig, als eine günstige Gelegenheit zur Erhebung gegen die Regierung abzuwarten. . . Ich nehme keinen Anstand zu behaupten, daß die Rebellion ihren geheimen Anfang in Kalkutta nahm, als der König von Audh sich dort gleichsam als Staatsgefangener befand. Eben darin liegt auch die Ursache des Aufstands in Khanpur (Cawnpore). Der König von Audh befand sich im Dezember 1856 in Khanpur und verweilte dort zwölf oder fünfzehn Tage. Da hatten die Einwohner der Stadt und die Sipāhi-Garnison Gelegenheit genug, den Aufstand auszuhecken. Die Einverleibung von Audh, zusammen mit den andern Beschwerden, riefen eine allgemeine Mißstimmung in der Armee hervor, und von jener Zeit fieng eigentlich die Meuterei an."

Weiter erwähnt das Schreiben unter den Ursachen der allgemei-

*) Man erkennt leicht, wie der Scheikh die Thatsachen hier entstellt; er spricht aber damit die Auffassung aus, wie die Wirksamkeit der Missionare Vielen seiner Volksgenossen erschien.

nen Aufregung die Verordnung, wornach die Sikhs und Muhamedaner im Heer die Bärte abzuschneiden hatten; ferner des Befehls, daß jeder Sipāhi, der sich anwerben lasse, überall hin zu gehen bereit sein müsse, wohin er beordert werde; und endlich der berüchtigten Patronen, die mit Schweine- und Rinderfett beschmiert waren. „Die letzteren," sagt der Scheikh, „machten die Armee und das ganze Land halb wahnsinnig vor Erbitterung. Die Sirdārs hörten nicht auf, den Sipāhis zu sagen, es sei besser zu sterben, als die Religion aufzugeben. Dieß war der einzige Grund, warum das 19. Regiment zu Berhampur in Meuterei ausbrach, und als dasselbe nach Kalkutta [Barrackpur] beordert wurde, um aufgelöst zu werden, da sprachen sie es überall aus, wo sie durchzogen, sie seien Märtyrer für ihre Religion. Sie sagten: 'Wir haben unser Brod verloren, aber wir sind unsrer Religion treu geblieben. Die Regierung wollte haben, wir sollten die Patronen abbeißen und eben damit unsre Kaste verlieren; aber wir wollten's nicht.' . . Als die Regimenter zu Mirāt vernahmen, daß das 19. Regiment um der Patronen willen aufgelöst worden sei, stand auch bei ihnen der Entschluß zum Aufstand fest. . . ."

Nach weiteren Aeußerungen über minder wichtige oder über persönliche Verhältnisse schließt der Scheikh mit folgenden Worten, die zum Theil ein erfreuliches Zeugniß für den gegenwärtigen sittlichen Stand der brittischen Offiziere in Indien enthalten: „Ich will schließlich noch meine Meinung darüber aussprechen, warum die Stimmung der Sipāhis ihren europäischen Offizieren so ganz und gar verborgen blieb. Früher pflegten die Offiziere eingeborene Frauen zu halten; auch schlossen sie sich mehr an ihre untergebenen Waffengenossen an und gewannen dadurch ihr Vertrauen. Jetzt heirathen sie englische Frauen, und zwischen Offizieren und Sipāhis besteht weniger Verkehr. Die Folge davon war, daß, als der Aufstand ausbrach, Niemand dergleichen geahnt hatte." . . „Ueberdieß," fährt er fort, „sind die Völker Hindostans so bigott und hängen so zäh am Alten, daß sie für nichts Sinn haben, als für das, was ihre Väter vor ihnen gethan haben. Auch muß man sich erinnern, daß die Eingebornen Lügner sind und zwei Zungen haben, — eine für ihre Offiziere, und eine für ihre Kameraden, so daß sie, wenn sie zu jenen kamen, um von ihnen etwas zu erfahren, in schmeichlerischem Tone zu sagen pflegten: 'Wie vortrefflich! Ihr Engländer seid unvergleichlich gescheidt 2c.'; aber wenn sie zu ihren Kameraden kamen, sagten sie: 'Ich weiß

wohl, es war Alles nichts als Lüge; aber dem Sahib zu gefallen, hab' ich so und so geredet.' Sie waren dabei immer von der Furcht geängstigt, man habe etwas gegen ihre Religion vor."

So schreibt der muhamedanische Scheikh, einst selbst ein Sipahi von Bengalen. Hören wir nun auch, wie ein Hindu seine Gedanken über die Ursachen des Militär-Aufstands ausspricht. Im Laufe des verflossenen Jahres nemlich erschien ein sehr beachtenswerthes Schriftchen in London, das den Titel führt: „Gedanken eines Eingebornen des nördlichen Indiens über die Rebellion, ihre Ursachen und ihre Heilmittel." *) In der Vorrede, die ein bekannter englischer Schriftsteller in Kalkutta, der Richter Wylie, dem Büchlein voransendet, sagt der Letztere, die Schrift sei verfaßt von einem „wohlbekannten angesehenen Eingeborenen in den Nordwest-Provinzen, dessen Karakter im besten Rufe steht, und der seit langer Zeit schon sich durch seine weise und eifrige Thätigkeit für die öffentliche Wohlfahrt ausgezeichnet hat. Der Verfasser ist ein Mann von loyaler Gesinnung, wohlwollend und einsichtsvoll, und repräsentirt eine Klasse der indischen Bevölkerung, die gerade jetzt doppelt werth ist, gehört zu werden." Die Schrift ist in englischer Sprache, wenn auch oft in Styl und Rechtschreibung fehlerhaft geschrieben, und spricht ihre Gedanken in der Form eines Zwiegesprächs zwischen einem Engländer und einem Hindu aus.

Zuerst wird die Meinung, als wenn Rußland oder der Mogul von Delhi oder der entthronte König von Audh den Aufstand angezettelt habe, als sinnlos abgewiesen. Mit gleicher Bestimmtheit erklärt er, daß man in demselben keineswegs eine nationale Erhebung der indischen Völker gegen die brittische Herrschaft zu sehen habe; es sei ausschließlich ein Militär-Aufstand, der von der Sipāhi-Armee ausgegangen sei, und an den sich dann allerdings alle Unzufriedenen und alles lose Gesindel angeschlossen hätten. Ein lang und tief angelegter Plan sei nicht nachzuweisen und in Wirklichkeit nicht vorhanden. „Asien," sagt er an einer Stelle, „ist ein Land augenblicklicher Anregungen, ein Land der Kleinigkeiten; ein Wort, eine Bewegung, eine kurze Unterredung, ein Brief, ja ein einziger Blick entscheidet hier über das Geschick von Königreichen."

*) The thoughs of a Native of northern India on the Rebellion, its causes aud remedies, with a preface. London, 1858.

„Gut," läßt dann der Verfasser den Engländer ausrufen; „aber was in aller Welt ist denn die eigentliche Ursache dieses Aufstands? Die brittische Regierung in Indien kann sie nicht finden, noch wissen die Politiker in England, wo sie sie eigentlich suchen sollen."

„Auch werden sie sie nie finden," erwiedert der Hindu; „denn Niemand vermag mit seinen eigenen Augen die Flecken und Gebrechen in seinem eigenen Gesicht zu sehen. Die Regierung hat den Himmel und die Erde durchsucht, um die Ursachen des Aufstands zu ergründen; nur bei sich selbst wollte sie nicht darnach suchen; oder, da man nun wahrscheinlich die Schuld doch bei sich selber zu finden angefangen hat, will man es wenigstens nicht eingestehen."

Den Hauptanstoß und Ausschlag habe die verhängnißvolle Austheilung der mit Fett beschmierten Patronen gegeben; denn die Sipāhi-Armee sei dadurch in dem längstverbreiteten Glauben bestärkt worden, daß die Regierung es auf die Zerstörung der Kaste abgesehen habe; dieß habe sie zur Verzweiflung getrieben. „Die Eingeborenen," fährt er fort, „wollen lieber sterben, als die Kaste verlieren; ein Kastenloser sein in diesem Lande, ist schlimmer als todt sein."

„Aber," wendet der Engländer ein, „hat nicht die Regierung in einer Proklamation um die andere öffentlich und wiederholt erklärt, daß sie nicht die Absicht habe, auch nur in der entferntesten Weise sich in die Kastenvorurtheile der Eingeborenen zu mischen? Warum liest man diese Regierungserlasse nicht?"

„Man liest sie wohl," erwiedert der Hindu, „aber man glaubt ihnen nicht, und zwar einfach darum nicht, weil man sieht, daß die Thaten der Regierung mit ihren Worten im Widerspruch stehen. . . . Hunderte von Thatsachen ließen sich aufführen, die das beweisen, und die dem Volk auch den letzten Zweifel benommen haben, daß es die Absicht der Regierung sei, ihm seine Kaste zu nehmen. In vielen Fällen lag für die Beamten der Regierung gar kein Grund vor, das Gefühl des Volkes durch einen Angriff auf die Kaste zu verletzen, noch hatten sie davon auch nur den leisesten Gewinn; und dennoch thaten sie es."

„Allerdings," entgegnet der Engländer, „es ist wahr, und ich habe es von Anfang an so angesehen, daß es thöricht von der Regierung war, den Eingebornen auch nur einen Vorwand zu dem Verdacht zu geben, als ob sie sich in die Religion der Hindus mischen wollte. Jene maaßlose Duldung der Missionare,

jene unbeschränkte Verbreitung religiöser Traktate, der unverständige Eifer vieler Regierungsbeamten, die die Sache der Mission förderten und den Missionaren ihre offene Unterstützung liehen, und endlich der Umstand, daß die Regierung an den Missionsschulen fördernden Antheil nahm, — das Alles ist sehr zu beklagen."

„Darin, mein Herr," erwiedert der Hindu, „sind Sie in einem, großen Irrthum befangen. Kein Europäer kann sich eine richtige Vorstellung machen von dem Unterschied zwischen den Vorurtheilen eines Hindu in Betreff der Kaste und denen in Betreff der Religion. Geben Sie einem Panditen (indischen Gelehrten) etliche Goldstücke und er wird mit Vergnügen ein Buch schreiben zur Widerlegung seiner eigenen Religion; aber reichen Sie ihm ein Glas Wasser, das Sie vor seinen Augen berührt haben, und wäre es auch nur mit einem hundert Fuß langen Stock, er wird es nicht trinken, und wenn Sie ihm tausend Goldstücke dafür böten! Wenige Nationen der Erde sind so gleichgültig in Sachen der Religion als die Hindus. Ihre Religion hat größere und zahlreichere Umwandlungen erfahren als die von Europa. Es ist absurd zu glauben, die Engländer seien von den Hindus gehaßt um ihrer Religion willen. Die Muhamedaner glauben, der kürzeste Weg zum Himmel sei für sie, einem Hindu den Hals abzuschneiden, einen heiligen Tempel zu zerstören oder am Tage eines muselmanischen Festes eine [dem Hindu heilige] Kuh zu tödten; und dennoch werden die Muhamedaner von den Hindus fast abgöttisch verehrt. Auch die Muhamedaner hassen die Engländer nicht blos um ihrer Religion willen; denn die Bibel wird in ihrem Korān noch höher gestellt als der Korān selbst, und Moses und Jesus werden darin nicht weniger mit Achtung genannt als Muhamed; gleichwohl ist ihr Haß gegen die Christen, gegen die Leute des Buchs [d. h. gegen die evangelischen Christen] tiefer und unauslöschlicher als gegen die götzendienerischen Hindus. Ja, würden die Engländer an die Sendung Muhameds oder an die Heiligkeit der Veda's [der Religionsschriften der Hindus] glauben ohne eine Aenderung in ihrem Benehmen, meinen Sie, sie würden unter den Völkern Indiens dadurch populär werden? Nicht Religion, sondern der Mangel an Religion ist es, was so viel Unheil über dieß Land gebracht hat. Das Volk weiß, daß die indobrittische Regierung eine christliche ist; nun, so handle sie auch offen und ehrlich als eine wahrhaft christliche. Daran wird sich das Volk nie stoßen, es wird

solches nur bewundern. Wer könnte 'Religion' verabscheuen? Es steht in Euern eigenen Schastras [Religionsbüchern], daß Jedermann seine eigene Religion ehren soll. Lassen Sie tausend Missionare kommen, ihre Religion zu predigen, und senden Sie zehntausend Schullehrer auf Kosten der Regierung, oder der Generalgouverneur selbst vertheile hunderttausende von Bibeln; — das Volk wird nicht mit einer Sylbe sich beklagen, obschon es lachen und spotten mag. Aber nehmen Sie sich wohl in Acht, daß Sie nichts mit der Kaste zu thun haben. Hüten Sie sich, daß die Gefangenen in den öffentlichen Gefängnissen nicht eine Speise essen müssen, die von Andern zubereitet ist; hüten Sie sich, daß die Sipāhis nicht Schweine- oder Rinderfett mit den unglückseligen Patronen zum Munde zu führen genöthigt werden. Ich meine, dergleichen Dinge haben doch nichts mit der christlichen Religion zu schaffen."

„Aber wünschen Sie wirklich," erwiedert der Engländer, „daß das Kastensystem, dieser große Fluch Indiens, auf ewige Zeiten erhalten bleibe?"

„Keineswegs," ist die Antwort; „aber die Zähne fallen im Alter von selbst aus, so schmerzlich es in jüngeren Jahren ist, sie mit Gewalt auszuziehen. Der Kastenunterschied muß mit tausend andern Erzeugnissen der Thorheit und Unwissenheit verschwinden, wenn die rechte Zeit dazu gekommen ist. Ihn aber jetzt mit Gewalt ausrotten, das kann nur in Blutvergießen endigen."

Darauf läßt der Verfasser den englischen Gegner in starken Ausdrücken sich darüber aussprechen, wie schwere Blutschuld die Aufrührer auf sich geladen, und wie reichlich dieses blutdürstige, grausame Geschlecht mit Nana Sahib an der Spitze die Vertilgung verdient habe.

„Mein Herr," erwiedert der Hindu, „machen Sie aus Indien nicht, was die Türken aus dem oströmischen Reiche gemacht haben. Seien Sie für Indien das, was die Römer einst dem brittischen Volke waren. Die Römer brachten die Civilisation überall mit sich, wohin sie kamen; aber in die Sitten und Gebräuche der unterworfenen Völker haben sie sich nie gemischt.

„Engländer: Aber Ihre Landsleute haben sich geweigert, Civilisation anzunehmen. Ich wiederhole, wir haben die Perlen vor die Schweine geworfen.

„Hindu: Bitte um Verzeihung, mein Herr; sagen Sie mir

doch, wo hat die brittische Regierung, wenn sie je einen Versuch zur Bildung des indischen Volkes machten, dieß rein und einfach um des Zweckes selbst willen gethan? Nehmen Sie einen Distrikt, welchen Sie wollen, und lassen Sie uns sehen, was zur Civilisation seiner Bevölkerung gethan ward. Nehmen Sie z. B. den von Benares, einen der schönsten Distrikte Indiens mit einer Bevölkerung von zehn Millionen menschlicher Wesen, aus dem die Regierung jährlich ein Einkommen von 25 Millionen Franken bezieht. Dieser Distrikt ist seit 1775 in den Händen der Engländer. Lassen Sie uns nun sehen, was gethan worden ist, um eine Bevölkerung zu civilisiren, die den fünfzehnten Theil derjenigen von ganz Indien bildet.

„Engländer: Ei, befindet sich nicht in Benares ein Regierungs-College [höhere Lehranstalt], ein prächtiges College?

„Hindu: Ja wohl, eines befindet sich dort; aber wissen Sie nicht, daß der Radscha [der eingeborene, aber pensionirte König] von Benares zu dessen Errichtung 250,000 Franken aus seiner eigenen Tasche hergegeben hat? Und glauben Sie im Ernst, daß eine einzige Anstalt dieser Art zehn Millionen Seelen civilisiren könne? Aber wenden Sie den Blick nach der anstoßenden Provinz von Allahabad, die derjenigen von Benares fast an Größe gleichkommt; können Sie mir dort auch nur eine einzige Schule aufweisen, die von der Regierung gegründet wäre?

„Engländer: Ei, ist nicht seit dem berühmten Unterrichtsdekret der Ostindischen Compagnie [im Jahr 1854] etwas für Errichtung von Dorfschulen und für den Volksunterricht gethan worden?

„Hindu: Ja, seit jenem Dekret allerdings; aber was haben sie vorher während eines ganzen Jahrhunderts gethan? Und sagen Sie mir, hat man je an die Unterweisung und Bildung der Sipāhis gedacht? Konnten diese eingeborenen Soldaten nicht innerhalb eines oder zweier Monate das Alphabet lernen und dann ihre vielen müßigen Stunden mit Lesen nützlicher und lehrreicher Bücher ausfüllen, die zu diesem Behuf abgefaßt wären, und daraus einen Schatz allgemein nützlicher Kenntnisse sich erwerben? Wäre es diesen Sipāhis wohl je eingefallen, in einen derartigen Aufstand auszubrechen, wenn sie auch nur eine schwache Kenntniß von den Hülfsquellen Englands gehabt hätten? Hätten sie es je sich einfallen lassen, die Regierung wolle sie durch die Patronen zum Christenthum bekehren, wenn sie auch nur die oberflächlichste Kenntniß der ordinärsten Grundsätze

dieser Religion gehabt hätten? Können Sie von diesen Sipähis und von dem Volk im Allgemeinen, das so jämmerlich unwissend ist, daß es sich unter der Ostindischen Compagnie eine uralte Dame vorstellt, die die Zügel der Regierung Indiens führe, — können Sie da etwas Anderes erwarten, als was jetzt in der allgemeinen Verwirrung und Verstörung zu Tage liegt? Ich hoffe, daß, wenn je wieder eine eingeborene Armee gebildet werden sollte, dieselbe unter der Bedingung angeworben werde, daß jeder Sipähi so lange monatlich vier Annas (50 Centimes) und jeder Sowär (Reiter) eine Rupie (Fr. 2. 50) von seiner Löhnung zu entrichten habe zur Bestreitung einer Regimentsschule und einer Regimentsbibliothek, bis er in einer mit ihm angestellten Prüfung gezeigt hat, daß er fließend und korrekt das Hindi-Alphabet lesen und schreiben kann. Einsichtsvolle und gebildete Feinde sind viel weniger gefährlich als ungebildete und unwissende Freunde. . . . Das Emporkommen und der Untergang einer Nation hängt von der Beschaffenheit der Bildung ab, die sie erhält. Das Geschick einer Nation, wenigstens auf etliche Generationen hinaus, kann leicht vorausgesagt werden, wenn man nur die Beschaffenheit und den Grad ihres Bildungsstandes kennt. Aber nun, trotz aller Dekrete und Erläße des Direktorenhofs, sind von der Regierung für die Provinz von Benares nicht mehr als 75,000 Franken zum Behuf des Volksunterrichts zu erhalten, und wenn auch das neue Unterrichtsgesetz in volle Wirksamkeit treten sollte und man alle Missions- und Privatschulen dazu nimmt, so kommt doch von der gesammten schulfähigen Jugend nur Einer auf 48 oder nur Ein Knabe auf 400 Einwohner, der irgend welche Schulbildung erhielte. In Preußen sollen neun Zehntel der Bevölkerung Schulunterricht genießen! . . . Die brittische Regierung legt viel zu wenig Werth auf diese Sache. Bonaparte las und beantwortete auf dem Schlachtfeld einen Schulbericht; unser Generalgouverneur läßt das oft Jahre lang anstehen. Aller Eifer, alle Thätigkeit von Privatpersonen ist umsonst, wenn von Oben herab solche Gleichgültigkeit sich offenbart."

Die Entgegnung des Engländers, daß es Sache und Pflicht der Eingeborenen selbst sei, für Erziehung und Unterricht ihrer Kinder zu sorgen, giebt nun dem Hindu Veranlassung, über den wenig verstandenen Unterschied zwischen englischen und indischen Zuständen und Volksanschauungen näher sich auszulassen, und es ist diese Darlegung zu wichtig, als daß wir sie übergehen sollten.

„Es ist der alte Irrthum," sagt er, „daß Ihr Herren immer und immer wieder englische Ideen und Anschauungen ohne Weiteres auf dieses Land übertragen zu können meinet, und es fällt mir deshalb sehr schwer, Ihnen die Bedürfnisse Indiens klar zu machen. Der politisch-sociale Zustand Englands, wie er zur Zeit Williams des Eroberers war, kann in vielen Beziehungen verglichen werden mit den Zuständen einiger Berg- und Walddistrikte Indiens. William war kraft des Eroberungsrechtes alleiniger Herr und Meister des Landes und vertheilte dasselbe unter seine Vasallen, geradeso wie Maafi [ein muhamedanischer Herrscher in Indien] seine Lehen (Dschaghirs) in diesem unsrem Lande an seine Großen vergab. Das Recht der Erstgeburt sicherte einer Anzahl von Edelleuten, die zu allen Zeiten als die Säulen des Staats gelten, die ewige Fortdauer ihres Grundbesitzes. Was aber die finanziellen Einrichtungen in England betrifft, so legt die Einkommenssteuer Hohen und Niedern so gleichmäßig gleiche Lasten auf, daß Niemand zu klagen oder sich zu beschweren Ursache haben kann. Das Volk besteuert sich selbst von einem Jahr zum andern, oder mit andern Worten, es zahlt den Beamten der Krone so viel, als es zur Sicherung des innern Friedens und zum Schutz gegen äußere Feinde für nöthig hält. Die übrigen Werke allgemeiner Wohlfahrt und öffentlichen Nutzens übernimmt die Nation auf ihre eigene Rechnung. Man hält Versammlungen, berathet, macht Subscriptionen und schreitet dann zur That, wie es einem Volke von ächten Patrioten ziemt, denen das Wohl des Landes am Herzen liegt. Der König und die Minister in England sind in Wahrheit nichts anderes als die Diener des Volkes und sind ihm verantwortlich im vollen Sinne des Wortes 'Diener'.

„Hier in Indien ist die Sache durchaus anders. Die Radscha's und Badschah's (Könige und Mogule) nahmen die Stellung eines Vaters ein, d. h. sie waren Herren über Person und Eigenthum ihrer Unterthanen, denen sie von der Frucht ihrer Arbeit nur so viel ließen, als sie glaubten, daß ihnen zur Bestreitung ihrer persönlichen Bedürfnisse und Ausgaben unentbehrlich sei. Wenn irgend einer ihrer Unterthanen einen Palast oder eine Brücke baute oder einen Brunnen oder Teich grub, so geschah dieß nur, um seinen eigenen Namen zu verewigen, und nicht um die Nation groß zu machen. Dafür hatten allein die Radscha's und Badschah's zu sorgen. Sie (die Könige) nahmen von den Semindars (den großen Grundbesitzern)

so viel, als diese nur immer leisten konnten; auf die Waaren legten sie Zölle und Steuern, gerade so viel als möglich war, ohne die Waaren vom Markte zu treiben; und wenn ein Staatsdiener Reichthümer aufhäufte, die der Laune dieser 'Väter' zu groß erschienen, so hatte es keine Schwierigkeit, einen Theil davon in den königlichen Schatz überzuleiten unter dem Namen des Dand (Zwangssteuer). So wurden der Ackerbau, der Handel und der Staatsdienst, diese drei großen Portale, durch welche in der Welt der Reichthum einzieht, insgesamt der Besteurung unterworfen. Aber nun thaten auch die Radscha's und Badschah's Alles, was das Wohl des Landes und die Prosperität der Nation erforderte; sie gruben Kanäle, bauten Straßen, führten Brücken über die Flüsse, errichteten Armenhäuser, Spitäler und Unterrichtsanstalten. Hunderte und Tausende von wohlthätigen Anstalten wurden errichtet, und Hunderte und Tausende derselben erhielten ihr nöthiges Auskommen von den Königen und Kaisern, sei es in baarem Geld oder in steuerfreiem Grundbesitz. Das Volk sah dieß als sein Recht und als die unerläßliche Pflicht seiner Herrscher an. Ließen es je diese an befriedigender Erfüllung dieser Pflichten fehlen oder versanken sie in Trägheit und Schwelgerei, so murrte das Volk, klagte laut und brach endlich das Joch des Gehorsams entzwei. Auf diese Weise wurde jederzeit in Indien ein glückliches Gleichgewicht aufrecht erhalten.

„Wie stehen aber nun die Sachen? Ihr Engländer nehmet mehr von den Semindars (großen Grundbesitzern), als unsre Radscha's und Badschah's je thaten; ich kann das beweisen. Die Auflagen der Grundsteuer haben sich, wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt, seit der Zeit Alivardi Khans mehr als verdoppelt. Ihr monopolisiret Opium und Salz; ihr leget eine Stempeltaxe und Gerichtssporteln auf; ihr erhebet von Apothekerwaaren und gebrannten Getränken eine Steuer, und was dergleichen mehr ist, — und doch erfüllet ihr nicht jene Vaterpflichten, durch welche die Namen eines Bhodscha und Vikrand (Radscha's) und die Namen eines Ferose und Akbar (Großmogule) noch für späte Generationen in gesegnetem Andenken bei uns bleiben werden. Das Volk dieses Landes, gewohnt von seinen Herrschern Werke der Wohlthätigkeit und des öffentlichen Nutzens zu erwarten, ist ganz erstaunt und nicht wenig befremdet, zu sehen, wie die Beamten der Regierung fortwährend bald unter diesem, bald unter jenem Namen freiwillige Kollekten anstellen.

Da sendet England eine Armee in den Orient, um der Türkei gegen Rußland beizustehen; sofort sollen die Eingeborenen von Indien zum 'patriotischen Fonds' beisteuern. Einem Beamten fällt es ein, ein Krankenhaus zu gründen; gleich sollen die Eingeborenen dazu Beiträge unterzeichnen. Ein Anderer kommt und will eine Ghat (steinerne Treppe, die zum Fluß führt) bauen; die Eingeborenen müssen in die Tasche greifen und mithelfen. Ein Dritter kommt und will ein Asyl, oder eine Bibliothek oder Schule, oder einen Teich oder Brunnen, oder ein Gemälde, oder eine Statue oder dergleichen stiften; das Volk soll Beiträge unterzeichnen. Es ist wahr, es fällt den Unterzeichnern nicht sehr schwer, die Summen zu zahlen; aber es ist gegen die Sitten und Anschauungen des Volkes und deshalb ihm höchst widerwärtig und anstößig. Es setzt die Regierung in ihren Augen herab. Die Regierungsbeamten mögen doch endlich einmal mit ihren Subscriptionslisten aufhören, und das Gouvernement setze ein Crore Rupies (Fr. 250,000) alljährlich für wohlthätige Zwecke aus!"

„Hilf Gott!" ruft da der Engländer aus; „woher soll das Geld kommen? Die Regierung ist ja ohnehin schon beinahe bankerut."

„Mein Herr," erwiedert der Hindu, „drei Millionen Pfund Sterling [75 Millionen Franken — dieß ist in Bengalen das Einkommen der Regierung] sind nie in die Schatzkammern irgend eines Moguls geflossen, der Indien beherrscht hat! Reichen diese bei Ihnen nicht zu, so ist das Euer Fehler, mein Herr! Machet gründliche Reduktionen, stellet überflüssige Ausgaben ab, hebet überflüssige Anstalten auf, setzet überschwengliche Gehalte herab und machet das Volk glücklich! Die Hülfsquellen des Landes sind unerschöpflich. Mit ein wenig Hülfe von Eurer Seite werden die Eingeborenen im Stande sein, auch so viel mehr noch aufzubringen und Euch zu zahlen, als Ihr nöthig habet!"

So redet der Hindu. Es sind das ernste und einsichtsvolle Worte, die die Regierung von einem Eingeborenen zu hören bekam. Wird man sie beachten?

Der verheerende Gewittersturm in Indien ist vorüber. Er hatte furchtbar gewüthet. Die Wohlfahrt von Millionen ist zerstört; unzählige Menschenleben auf beiden Seiten fielen zum Opfer; ganze

Provinzen wurden verwüstet, und die Grundfesten des Reichs geriethen ins Schwanken. Auch die Mission hat große und schwere Opfer zu beklagen. Eine Reihe edler Knechte und Mägde des Herrn fielen als Märtyrer; Kirchen und Kapellen, Missionshäuser, Schulen und andere Pflanzungen wurden verwüstet; an vielen Punkten wurden die jungen Christengemeinden zersprengt, andere eingeschüchtert und zurückgeschreckt. Fast im ganzen Norden mußte die friedliche Arbeit der Heilsboten eingestellt werden. Es war eine Schreckens- und Angstzeit. Aber der Sturm ist mit Gottes Hülfe vorüber, und die aufgeregten Wogen des Meeres fangen an sich zu beruhigen. Welches sind nun die Wirkungen dieser Heimsuchung auf die Bevölkerung Indiens, welches die Wirkungen auf die Sieger und auf die Mission? Das Jahr 1858 hat uns in dieser Beziehung bedeutungsvolle Antworten gegeben.

Als vor bald 1400 Jahren der große Frankenkönig Chlodwig, selbst noch Heide, in heißer Schlacht (bei Zülpich 496) den heidnischen Alemannen gegenüberstand und der Sieg bereits auf die Seite der Feinde sich zu neigen schien, da beugte sich sein stolzes Selbstvertrauen vor dem Gott der Christen und er rief: „Hilf mir, Jesus Christus, den sie Gottes Sohn nennen; denn meine Götter verlassen mich; wenn du mir beistehst in dieser Noth, so will ich an dich glauben!" Der Kampf erneuerte sich; der Alemannenherzog fiel; sein Volk floh und ward fast bis zur Vernichtung in den Staub gelegt. „Schone unser, wir bitten dich," schrie das zersprengte und verzweifelnde Volk der Alemannen; „wir wollen ja in deiner Gewalt sein." Auch der ferne Ostgothenkönig jenseits der Alpen, Theoderich, flehte: „Laß dir daran genügen, daß der Herzog des Volkes und mit ihm dessen Stolz dahingesunken ist." Chlodwig aber, der gefeierte Sieger und mächtige Herr eines großen Reiches, hielt sein Gelübde. Am Weihnachtsfest des gleichen Jahres stand er in der Kirche zu Rheims, dreitausend seiner fränkischen Edeln mit ihm. „Beuge nun, stolzer Sigamber," rief ihm der große Bischof Remigius zu, „demüthig deinen Nacken! Bete an, was du sonst verbrannt, und verbrenne, was du sonst angebetet hast!" Dann ward er getauft, mit dem heiligen Oele gesalbt und mit dem Zeichen des Kreuzes gesegnet. Zu dem gebrochenen und zerschlagenen Volke der Alemannen aber zog unter Chlodwigs Schutz und Segen der edle Missionar Fridolin, begleitet von seinen irischen Glaubensbrüdern, brachte ihnen den Trost und das Heil des

Evangeliums, durchwanderte predigend ihre Gauen, baute Kirchen, gründete Gemeinden und führte unsre tiefgebeugten Vorväter zu dem Kreuze, wo alle Wunden geheilt werden. Die Zerbrechung ihrer politischen Kraft, die Beugung ihres heidnischen Nationalstolzes und die Täuschung, die sie von ihren Göttern erfuhren, — das Alles hatte sie bereit und willig gemacht, den Trost und Segen des Evangeliums anzunehmen. Eine herrliche Saat ward ausgestreut, und wir, die späten Enkel dieser Väter, genießen nun seit 14 Jahrhunderten die süße und köstliche Frucht.

Ist dieß etwa ein Vorbild von dem, was in unsern Tagen mit der Bevölkerung Indiens, mit den Siegern und den Besiegten vorgegangen ist? Wollte Gott, daß es in allen Stücken so wäre! Doch wir sehen uns die einzelnen Züge des Bildes an.

Als der Aufstand ausbrach, da hatten sich Bramanen und Muhamedaner die Hände gereicht, um die brittische Herrschaft mit Einem Schlag zu vernichten. Das Gelingen schien unzweifelhaft. Die Unzulänglichkeit der vorhandenen brittischen Streitkräfte, ihre Zersplitterung und Zerbröckelung über hunderte von Meilen, ihre Ueberraschung fast an allen Orten zugleich, die Rathlosigkeit und Unmacht der einzelnen Häuflein der Britten, die Ungunst der Jahreszeit, die Entfernung von Europa, — dieß Alles auf der einen Seite; die numerische Uebermacht der Feinde andererseits, ihr politisch-religiöser Fanatismus, das Gelingen der ersten Hauptschläge, der Besitz der bedeutendsten Festungen, der leichte Raub unerschöpflicher Kriegsvorräthe und ungeheurer Schätze an baarem Geld, der Vortheil, auf eigenem Grund und Boden zu fechten, und so vieles Andere gab die Bürgschaft des Sieges. Dazu kam der zuversichtliche Glaube, daß die Britten von ihrem Gott verlassen seien, daß der Fluch des Landes und seiner Götter die Fremdlinge endlich erreicht habe, und daß Schiwa und Wischnu, ebenso sehr als Muhamed, wider sie streiten. Sprach doch eine alte Weissagung, seit Jahrzehnten im Munde alles Volkes, es aus, daß nach Abschluß des ersten Jahrhunderts die englische Herrschaft ein Ende nehmen werde. So standen die Sachen im Jahr 1857. Wie einst die stolzen Alemannen dem bebenden Frankenkönig Chlodwig, so standen Bramanen und Mosleme in Indien bereits siegestrunken und siegesgewiß den überraschten Häuflein der Britten gegenüber. Und wie dort Chlodwig, so schrieen auch die geängsteten Britten in der Stunde unerhörter Noth und Gefahr zu dem

Herrn der Heerschaaren, zu „Jesus Christus, den sie Gottes Sohn nennen."

Erst der große Tag, der Alles offenbaren wird, mag auch die tausend und abertausend Gebete und Hülferufe kund machen, die damals von dem blutgetränkten Boden Indiens zu dem Thron der Erbarmung aufstiegen aus den bebenden Herzen von brittischen Männern, Frauen und Kindern, aus der Brust vielgeprüfter Kriegshelden, wie von den Lippen kriegsungewohnter Beamten, Kaufherren und Pflanzer, von Alt und Jung, von Starken und Schwachen, von Gerechten und Ungerechten. Noth lehrt auch den Gottesvergessenen beten, und Anfechtung weiß auch das Weltkind zu lehren, daß es aufs Wort merke. Die brittischen Wohnorte durch ganz Indien bildeten damals eine Gebetskette, welche die geängsteten Gemüther unter sich und mit dem Himmel verband. Unvergeßliche Erinnerungen knüpfen sich an jene Zeit. Wir greifen aus unzähligen Zügen nur einen heraus. Aus dem Lager von Delhi schreibt ein junger Offizier unter dem 4. Aug. 1857 an seine Eltern in England:

„Mein theurer Vater, meine geliebte Mutter! — Durch Gottes Barmherzigkeit bin ich dem schrecklichen Loose vieler unsrer unglücklichen Landsleute hier außen entronnen. Meine arme Phöbe, mein unvergeßliches Weib, ist von diesen Barbaren ermordet worden. Frau Thompson und meine zwei Schwestern sind in Delhi, mein Schwager in Hissar als Opfer ihrer Grausamkeit gefallen. Ich bin ganz krank, wenn ich an Alles denke. Ich selbst war eben in Hissar, als der Aufstand ausbrach. Dort wußten die Rebellen, ehe sie losbrachen, durch eine List uns zu zerstreuen und aus der Festung herauszulocken; dann fielen sie plötzlich über uns her und metzelten Alles nieder. Die drei Frauen, die im Fort zurückgeblieben, und einen Säugling hieben sie nachher in Stücke und warfen dann die Leichen über die Mauer in den darunterliegenden Teich. Mir war es gelungen, aus dem allgemeinen Gemetzel zu entkommen und eben in jenem Teich mich zu verbergen. Ich lag auf dem Rücken im Wasser, so daß nur mein Kopf frei war, von Mittags ein Uhr bis Abends acht Uhr. Ihr könnet euch meine Empfindungen denken, als ich hart neben mir die Leichen herabfallen hörte, und wie dann diese thierischen Blutmenschen selbst kamen, ganz in meiner Nähe ein Bad nahmen und in lautem Gespräch sich ihrer blutigen Schandthaten rühmten. . . . Als ich so im Teiche hinter Schilf und niedrigem Ge-

büsch lag und die Sipahis ringsum hereinschossen, um zu sehen, ob nicht Jemand da sich versteckt habe, da that ich ein Gelübde, daß, wenn ich aus dieser Todesgefahr glücklich entkomme, ich meinem Gott ganz dienen wolle. Ich weiß nicht, wie mirs ist; aber das weiß ich ganz gewiß, ich bin für die Mission bestimmt. Mein Herz und mein Gewissen weisen mich diesen Weg. Sobald diese Rebellion vorüber ist, werde ich etwas zusammensparen, und sobald ich genug beisammen habe, um die Reise nach England und wieder hieher machen zu können, werde ich meinen Abschied nehmen, nach Hause eilen und suchen, mich von unsrem theuren Prediger Villiers ordiniren zu lassen. Dann kehre ich als Missionar nach Indien zurück. Jetzt bin ich ein Bettler. Zwei Hemden und was ich auf dem Leibe trage, sowie 100 Rupies (Fr. 250), die ich vom Lahore Unterstützungsfonds erhielt, sind meine ganze Habe. Ich kann nicht weiter. Gott segne euch Alle. . . ."

Wir kennen den Namen dieses jungen Offiziers nicht, noch wissen wir, ob er den furchtbaren Feldzug vor Delhi überlebt und sein Gelübde zu halten vermocht hat; aber das wissen wir, daß er nicht der Einzige war, der also gebetet hat in der Stunde der Angst. Und nicht blos die Einzelnen oder kleinern Häuflein für sich, sondern die gesammte brittische Bevölkerung Indiens hat sich zum Gebet aufgemacht. Bestimmte, regelmäßige Gebetsstunden (Morgens von 7 bis 8 Uhr) waren unter Allen, die zu beten verstanden, für ganz Indien festgesetzt, und endlich ward von Oben herab ein allgemeiner Buß-, Fast- und Bettag für alle Christen Hindostans angeordnet. Der ehrwürdige, nun entschlafene Bischof von Kalkutta, Daniel Wilson, schrieb damals in seinem Pastoralbrief an die gesammte Geistlichkeit Indiens: „Unsre Sünden haben den Zorn Gottes entzündet; aber wir trauen es Seiner Barmherzigkeit zu, daß auch für uns das Wort gilt: 'Sein Zorn währet einen Augenblick, und lebenslang Seine Huld.' Ps. 30, 6. Ja, lasset uns mit ernstlichem und bußfertigem Gebet Zuflucht suchen bei dem, der allein helfen kann. Dann wird Er die Menterer zum Gehorsam zurückführen, die verwundeten Herzen derer, die Schweres erduldet haben, heilen, die Diener des Evangeliums in ihrem schweren Werke stärken, Seiner seligmachenden Wahrheit unter Heiden und Muhamedanern Raum schaffen, und Seine Herrlichkeit offenbaren. . . . Wohlan, ehrwürdige und geliebte Brüder, ich bete für euch, betet ihr für mich!"

Das war, wie dort bei Chlodwig am Tage der Zülpicherschlacht, die erste Frucht des indischen Aufstands, die erste gesegnete Wirkung der unerhörten Trübsal.

Auch im Mutterlande England riefen hundert Stimmen zur Buße auf und zum Gebet. „Die Stimme des Herrn," sagt der Record vom 21. Sept. 1857, „ist unüberhörbar in den Gerichten, die über unsre Landsleute in Indien gekommen sind. Ihr Blut schreit laut zu Gott um Rache über die gräßlichen Mörder, und diese Rache wird unzweifelhaft kommen. Aber ihr Blut erinnert auch uns daran, daß Gott auch mit uns zu rechten hat, so gut als mit den Heiden. Wenn wir glauben, daß Gott ein eifriger Gott ist und Seine Ehre keinem Andern geben will, haben wir uns da nicht vor Ihm in den Staub zu beugen? Er hat in den neuesten Gerichten die Missethaten der Väter und der Kinder bis ins dritte und vierte Glied heimgesucht; er hat Regenten und Untergebene in heiligem Eifer gezüchtigt. Wenn Er, der Heilige, das ganze indische Reich von uns nehmen und einem Andern geben wollte, wir dürften keinen Mund aufthun. . . . Darum lasset uns knieen und niederfallen, und in gemeinschaftlicher nationaler Buße vor Ihm uns demüthigen." — Auch andere, sonst nicht eben religiös gestimmte Blätter forderten zu gleicher Selbstdemüthigung und zum Gebet auf. Die Daily News schreibt: „Mag dem sein, wie ihm wolle, es ziemt sich nach solchen Erlebnissen, daß die Königin, als das Haupt der Kirche Großbritaniens und Irlands, einen Tag bestimme, wo die ganze Nation in Buße, Gebet und Fasten vor dem Allmächtigen sich demüthige." Und in den gleichen Ton stimmt selbst das große Weltblatt, die Times, unverholen ein. Jedermann aber erinnert sich, wie ganz England am 7. Okt. 1857 vor seinem Gott im Staube lag und an diesem nationalen Buß- und Bettag seine Sünden bekannte, Gottes Gnade anflehte und um Rettung zu dem Herrn der Heerschaaren schrie. „O Herr unser Gott," so betete an jenem Tage die brittische Königin und der Unterthan, der Edelmann und der Knecht, Alt und Jung, „o Herr, wir haben deine Züchtigungen verdient und sind dir ungehorsam gewesen. O Gott, der du vergiebst Missethat, Uebertretung und Sünde, gehe nicht ins Gericht mit deinen Knechten und verbirg dein Antlitz nicht vor uns. Laß uns in deine Hände fallen, und nicht in der Menschen Hände. . . . Ach, laß uns errettet werden aus dieser unsrer Drangsal nach deiner großen Güte, um der Ehre deines

Namens willen, durch Jesum Christ, unsern Heiland." (Siehe die vorgeschriebenen Gebete zu jenem Bußtag.)

Und nicht blos am großen Bußtage, sondern fast unausgesetzt stieg in jenen Zeiten die Stimme des bußfertigen Flehens, wie in Indien, so auch in England, zum Thron der Gnade empor. Das ganze Land war Eine große Gebetskammer geworden, aus der von Alt und Jung der Hülferuf zu Gott drang. Selbst die Truppen, die zur Einschiffung nach Indien allwöchentlich beordert wurden, umgürteten sich mit der Waffe des Gebets. „Ich habe," schreibt unter dem 22. Aug. 1857 der Prediger William Carus Wilson, dieser unermüdliche Freund der Soldaten, „ich habe einen unvergeßlichen Tag an Bord des Transportschiffs 'James Baines', des 'Champion of the Seas' und des 'Golden Fleece' zugebracht und herrliche Erweisungen der Arbeit des göttlichen Geistes wahrnehmen dürfen. Lassen Sie mich von vielen nur Ein Beispiel anführen. 'Nun, mein Freund,' sagte ich zu einem Mann des 97. Regiments, 'kann ich irgend etwas für Euch thun?' Es ist was Ergreifendes, so einen braven, sonnverbrannten Soldaten, der den Feldzug in der Krim mitgemacht, weinen zu sehen; aber er brach in Thränen aus und sagte: 'Sie sind sehr gütig, mein Herr; ich wüßte nur Eines, was Sie für mich thun könnten. Könnten Sie nicht unsern Oberst bitten, daß er uns einen stillen ruhigen Winkel auf dem Schiff verschaffe, wo wir beten und die Schrift lesen können?' Als ich mich deßhalb an den freundlichen Oberst wandte, sagte dieser, er wisse wohl, daß er viele betende Leute in seinem Regiment habe, und er werde mit Vergnügen dafür sorgen, daß diese Bitte erfüllt werde." —

Wir haben bisher das Verhalten der brittischen Nation im Allgemeinen, sowohl in Indien als England, zur Zeit jener großen Gefahr geschildert; nur von Einem Kreise von Männer haben wir nicht geredet, und doch sind gerade sie es, bei denen am meisten auf dem Spiele stand. Wir meinen den Direktorenhof der Ostindischen Compagnie. Haben auch sie vor dem „eifrigen Gott, der da heimsucht die Sünden der Väter und der Kinder bis ins dritte und vierte Glied," in Buße und Gebet sich gedemüthigt? Waren doch sie es, die dazu die meiste und gerechteste Ursache hatten! „Der Alles beherrschende Grundsatz der Compagnie," so sagt eines der bedeutendsten Blätter Englands (News of the Churches, Dec. 1858), „war lange Zeit hindurch kein anderer, als so viel Geld als möglich aus ihren

indischen Besitzungen zu ziehen. Der Gedanke, den Zustand des Volkes, über das sie herrschten, sittlich und religiös zu heben, schien ihnen kaum je in den Sinn gekommen zu sein. Ihr eigenes Christenthum, zu dem sie sich dem Namen nach bekannten, wurde sorgfältig verborgen, und ihre Beamten in Indien wurden genöthigt, ihren christlichen Glauben in den Augen der Eingeborenen herabzuwürdigen, dadurch, daß sie den Götzen Indiens Ehre bezeugen und bei ihren großen heidnischen Festen erscheinen mußten." Hatte dieser Direktorenhof nicht Ursache zur Buße in Sack und Asche?

Aber während ganz England und die ganze christliche Bevölkerung in Indien sich vor dem Herrn in Buße beugte, blieb der Direktorenhof in altem, feigem Trotze aufrecht stehen. In feigem Trotze, sagen wir. Denn er hatte weder den Muth, sich vor dem Herrn der Heerschaaren in aufrichtiger Selbstdemüthigung zu beugen, — auch zur Buße erfordert es Mannesmuth, — noch auch besaß er die Keckheit, in frechem Uebermuth die Nothwendigkeit bußfertigen Gebets von sich zu weisen. Wie Alles, was die Häupter der Ostindischen Compagnie zu thun gewohnt waren, so war auch jetzt ihr Thun und Vornehmen ein feiges halbes Wesen. Der stolze heidnische Sigamber Chlodwig rief in der Stunde der Gefahr vor den Ohren seiner heidnischen Franken zu „Jesus Christus, den sie den Sohn Gottes nennen", und gelobte ihm Gehorsam und Glauben; der Direktorenhof wagte in gleicher Gefahr weder vor den Ohren des christlichen Englands, noch vor denen des heidnischen Indiens den Namen Jesu Christi anzurufen. Die Anordnung eines Buß- und Bettages in Indien mußte ihm abgerungen werden, und als die Proklamation erschien, die den heiligen Tag anordnete, da war sie also abgefaßt, daß auch jeder andächtige Hindu oder Muselman sie ohne Gewissensscrupel in gleichen Worten hätte schreiben können. Der Name Jesu Christi, der verhaßte und gefürchtete, durfte vor den Ohren Indiens nicht genannt werden.

Was war die Folge von alle dem? Chlodwig ward gerettet und erfocht einen großen Sieg; auch die Ehre der brittischen Waffen ward gerettet; wunderbare Siege und Errettungen folgten sich Schlag auf Schlag; England und seine Königin steht, nachdem sie sich vor Jesu Christo gedemüthigt, groß und herrlicher da als zuvor. In den Schmuck der brittischen Königin, die am 7. Okt. 1857 mit ihrem Volke im Staube vor dem König aller Könige lag, ward ein Jahr später ein neues Kleinod, das schönste Juwel eingefügt. Aber die Ostindische

Compagnie? „Und der Herr sprach zu dem, der sein Pfund im Schweißtuch behalten: Aus deinem Munde richte ich dich, du Schalk!.. Warum hast du mein Geld nicht in die Wechselbank gelegt; und wenn ich gekommen wäre, hätte ichs mit Wucher wieder genommen? Und Er sprach zu denen, die dabei standen: Nehmet das Pfund von ihm und gebet es dem, der die zehn Pfunde hat."

Die Abschaffung der Ostindischen Compagnie und die Uebertragung des indischen Reiches an die Königin ist eines der allerbedeutendsten Ereignisse im Jahr 1858.

Wir haben die Geschichte dieser berühmten Handelsgesellschaft, die das größte und schönste Reich der Erde im Lauf von 150 Jahren gewann, in diesen Blättern ausführlich und mit besonderer Beziehung auf die Mission mitgetheilt (S. Jahrgang 1858, Seite 201 ff., 257 ff., 345 ff.). Man muß zugestehen, sie war eine milde Herrin für ihre indischen Unterthanen. So lange der Hauptzweck, den sie unverrückt im Auge hatte, — die Anhäufung von Schätzen — erreicht wurde, so lange war sie die Güte selbst. Sie schützte das Leben, das Eigenthum, die persönliche Freiheit ihrer Völker mit väterlicher Hand; sie schaffte Recht und Ordnung, so weit es ihr möglich war; sie breitete selbst über Frevel und Gräuel den Mantel der Liebe, wenn nur der Handel blühte, die Steuern eingiengen und die Zölle einträglich waren. Diese waren und blieben immer die Hauptsache. Es ist in dieser Beziehung auch sehr karakteristisch, daß die großen Beamten der Compagnie in Indien, in deren Händen die gesamte Verwaltung ganzer Provinzen, so groß als Preußen, lag, bis auf den heutigen Tag den Namen „Steuereinnehmer" (Collektor) tragen. Aber weiter und höher hinauf gab es für sie kein Ziel. Die materielle Wohlfahrt Indiens war ihnen das Höchste, weil es die Bedingung ihrer eigenen Bereicherung war; die sittliche, intellektuelle und religiöse Hebung und Wiedergeburt Indiens kam ihnen nicht in den Sinn. Darnach zu streben war in ihren Augen „Schwärmerei". Was gleichwohl in dieser Beziehung für und in Indien geschah, das geschah trotz der Compagnie oder ward ihr Schritt für Schritt von dem besser denkenden Theil der brittischen Nation abgenöthigt. Selbst die weltherrschenden heidnischen Römer, unter deren ehernem Fuß ein Volk ums andere seine Nationalität einbüßte, trugen wenigstens den

Samen ihrer eigenen Bildung in jedes Land, das ihrem Weltreiche einverleibt ward, und theilten den unterworfenen Völkern durch Gründung von Schulen, durch Verbreitung ihrer Sprache und Literatur ꝛc. geistige Lebenselemente mit, die überall reiche Früchte trugen. Aber die Ostindische Compagnie verschmähte diesen Ruhm, oder vielmehr sie fürchtete sich davor. Drei Dinge waren es, die sie davor zurückschreckten. In erster Linie stand die bedeutende Ausgabe, welche dem Staatsschatz zur Last fallen würde, wenn sie selbst das Unterrichtswesen in Indien in die Hand nehmen sollte. Eine solche Ausgabe wäre ja nur ein Abbruch, der ihrem eigenen Gewinn geschehen müßte. Fürs Andere war es der Vortheil der Compagnie, wenn die Völker Indiens in Unwissenheit erhalten wurden. „Wissen ist Macht," das sahen die Herren wohl ein; warum sollten sie aber die Macht eines Volkes stärken helfen, dessen Schwäche eben in seiner Unwissenheit, dessen Unwissenheit in ihrem Vortheil lag? Endlich stand ihnen noch eine Besorgniß im Wege. Die Frage, welche Art von Bildung die Regierung einführen oder fördern sollte, wenn sie selbst das Unterrichtswesen in die Hand nähme, schien ihr eine äußerst schwere. Zwei Wege standen ihr in dieser Beziehung offen. Sie konnte mit sorgfältiger Fernehaltung und Ausschließung europäischer Bildung die uralte indische Bildung selbst unterstützen und eben damit allen Unsinn und alle Unsittlichkeit des Bramanismus und des Islām neu beleben und stärken; sie konnte aber auch andererseits die europäische Bildung als einen gesunden Sauerteig durch Schulen und höhere Lehranstalten in den Geist der Nation einführen und damit eine neue, schönere Zeit für Indien anbahnen. Sollte es für die Compagnie so schwer gewesen sein zu erkennen, daß dieser letztere Weg es war, den Gott selbst sie einschlagen heiße? Aber sie konnte dazu aus Feigheit sich nicht entschließen. Es dauerte lange genug, bis sie überhaupt es über sich bringen konnte, etwas für die Bildung Indiens zu thun; als sie aber endlich dazu genöthigt ward, wählte sie den ersteren Weg. Es wurde in Kalkutta ein Prachtbau gegründet, wo altindische Literatur gelehrt werden sollte; in Benares und Delhi erhoben sich glänzende Medressen, in welchen muhamedanische Theologie und Gesetzgebung studirt ward. Dort wurde Sanskrit und die Sanskrit-Literatur, hier der Korān gelehrt. Für das eigentliche niedere Volk ward von Seiten der Regierung nichts gethan. Erst das Jahr 1853 brachte eine große und wichtige Veränderung in dieser Beziehung.

Der Direktorenhof wurde trotz alles Widerstrebens genöthigt, das berühmte Unterrichtsgesetz zu erlassen, wornach die indobrittische Regierung sich verpflichtete, neben der einheimisch-indischen auch europäisch-englische Bildung in Indien einzuführen und das indische Schulwesen überhaupt mit allen Kräften aus Staatsmitteln zu fördern.

Was war es, das die Compagnie bei diesem Plan so sehr mit Besorgnissen erfüllte? Es ist das nicht schwer zu erkennen. Die europäische Literatur und Wissenschaft ist nicht nur durch und durch von christlichen Anschauungen und Ideen durchdrungen, sondern sie enthält auch, abgesehen davon, unzählige Elemente, die nothwendig den hinduischen Aberglauben direkt untergraben müssen. Die heiligen Bücher der Hindus z. B. stellen die Erde als eine Scheibe dar, rund und flach, getragen von einer im Grunde des Meeres ruhenden Riesenschildkröte, und 800,000 englische Meilen im Durchmesser zählend. In der Mitte der Erde liegt der ungeheure, wie Gold glänzende Berg Meru, um welchen die Sonne kreist. Rings um die Scheibe her läuft das weltumgrenzende Gebirge (Lokalokane), innerhalb dessen die sieben Meere und die sieben Erdstriche oder Welttheile liegen. Von den letzteren ist immer einer doppelt so groß als der nächste und jeder von einem besondern Meere umgeben. Die sieben Meere aber bestehen der Reihe nach aus Salz, Zucker, Wein, Butter, Molken, Milch, Wasser. Die heilige Stadt Benares liegt im Mittelpunkt der Scheibe, somit 400,000 englische Meilen vom nächsten Meere entfernt &c. Nun kommt die europäische Wissenschaft der Geographie und zerstört all diesen Unsinn. Wiederum reden die Schastras der Hindus von den vier Yuga's oder Zeitaltern der Welt, von denen das erste 1,728,000 Jahre, das zweite 1,296,000, das dritte 864,000 gedauert hat, während das vierte, in welchem wir jetzt leben (Kali-Yuga, das Zeitalter der Sünde und der Lügen), im Ganzen 432,000 Jahre währen wird. Nun kommt die europäische Wissenschaft der Geschichte und löscht mit einem Mal alle die erträumten Millionen von Jahren aus. Die Hindus lehren, daß die Erdbeben entstehen, wenn die Schildkröte, auf deren Rücken die Erde ruht, sich bewegt; die Sonnen- und Mondsfinsternisse sind ihnen nichts anderes als Versuche feindseliger Ungethüme, Sonne und Mond zu verschlingen; da kommt die europäische Wissenschaft der Astronomie, der Geologie und Physik und fegt all diese Sinnlosigkeiten hinweg. Wie nun? Ist die Einführung europäischer Wissenschaft und Bildung nicht ein Angriff auf

die Religion und die theuersten Schätze der Eingeborenen? Ist dadurch nicht der Grundsatz der Neutralität, zu dem sich die Compagnie von jeher in Sachen der Religion verpflichtet glaubte, beeinträchtigt und gefährdet, und wird nicht ganz Indien sich erheben und den ruhigen Besitz des Reiches in Gefahr bringen?

Dieß waren die Bedenken der Compagnie, als es sich um die Begründung von Volks- und Gelehrtenschulen mit europäischer Bildung handelte. Sie widersetzte sich, so lange sie konnte, und als sie endlich nachgeben und das neue Unterrichtsgesetz genehmigen mußte, hat sie wenigstens folgende Verwahrungsmaßregeln durchzusetzen verstanden: — In den von der Regierung zu gründenden Schulen ist der [christliche] Religionsunterricht strenge ausgeschlossen; die Bibel darf nicht gebraucht werden; es soll nicht einmal gestattet sein, daß eine Bibel in der Schulbibliothek sich finde. Der Antrag der Madras-Bibelgesellschaft, jede Schule Indiens mit einem Exemplar der heiligen Schrift unentgeltlich zu versehen, ward abgewiesen. Ein ausgezeichneter Lehrer in einer höheren Lehranstalt der Regierung (nahe bei Kalkutta) wurde zur Rechenschaft gefordert dafür, daß er mit etlichen Zöglingen der Anstalt auf ihre ausdrückliche Bitte hin in seinem eigenen Hause an den Sonntagen die heilige Schrift las, und er hätte seine Stelle verloren, wenn er damit fortgefahren wäre. Später mußte die Compagnie wenigstens so weit nachgeben, daß eine Bibel in der Bibliothek einer Schule sich befinden darf; aber der Lehrer darf nicht nur nichts vortragen, was auf die Bibel und das Christenthum Bezug hat, sondern er darf selbst etwaige Fragen der Schüler über christliche Dinge nicht in der Schule beantworten; aus den eingeführten Lehrbüchern sind alle diejenigen Stellen, welche auf die christliche Religion sich beziehen, sorgfältig auszumerzen, während die schamlosen Götterlehren und Göttergeschichten der Hindus ohne Schwierigkeit in Büchern und Unterricht dürfen behandelt werden. Dieß war die strenge Klausel, die dem berühmten Unterrichtsgesetz angehängt war.

Aber damit war es nicht genug. Das Gesetz bestimmte, daß nicht nur neue Schulen auf Kosten der Regierung begründet, sondern auch schon bestehende Schulen und Unterrichtsanstalten mit Unterstützungsgeldern (grants-in-aid) aus der Staatskasse sollten gefördert werden, falls sie, was den darin ertheilten weltlichen Unterricht betrifft, gewissen billigen Forderungen entsprächen. Das war zu loben. Aber was that die Compagnie? Die vorhandenen Schulen waren

der überwiegenden Mehrzahl nach Missionsschulen. Sollte die Regierung auch diese mit Grants-in-aid unterstützen? Das war gefährlich. Ein Rescript gieng von London nach Indien, das die Verwilligung von Unterstützungsgeldern an Missionsschulen geradezu verbot. Daß die Beamten der Compagnie, die dem Unterrichtswesen vorstanden, diesem Verbot nicht überall Folge leisteten, das war in der That nicht die Schuld des Direktorenhofs. Wie gerne hätte er seinen Willen auch darin durchgesetzt! — Wie wenig rechter Ernst aber es der Regierung mit der Hebung des indischen Schulwesens und des Volksunterrichts sei, das zeigt eine einfache Zahlenangabe. In Bengalen stehen die Dinge folgender Maßen:

Bevölkerung etwa . . . . 35,000,000 Seelen;
Grundsteuer, die dieselbe jährlich zahlt . 3,759,000 Pf. Sterl.
Unterstützungsgelder für Schulen jährlich 2,400 Pf. Sterl.

Wahrlich, man muß vor Scham das Angesicht verhüllen, wenn man diese Summen vergleicht. Ists ein Wunder, wenn der Herr die fürstlichen Kaufherren der Compagnie von ihrem Stuhle stieß?

Wir haben nur noch zwei Dinge zu erwähnen, ehe wir von dieser berühmten und mächtigen Gesellschaft scheiden; wir meinen eine ihrer letzten Depeschen, die sie nach Indien abgehen ließ, und dann ihre letzte Sitzung. Es war begreiflich, daß der Direktorenhof bei dem ungeheuern Druck der Ausgaben, welche der Krieg in Indien mit sich brachte, auf möglichste Sparsamkeit bedacht war. Irgendwo mußte gespart, irgendwo die Last der Ausgaben verringert werden. Aber wo und in welchem Zweig sollte das geschehen? „Wir wünschen," schreiben sie an ihre Beamten nach Indien, „daß Sie unter keiner Bedingung irgend eine Mehrausgabe in irgend einem Theile von Indien in Sachen des **Unterrichts** gestatten, ohne zuvor unsre Genehmigung eingeholt zu haben." Das ist in der That bezeichnend. „Unter keiner Bedingung, irgend eine Mehrausgabe, in irgend einem Theile von Indien!" Ein englisches Blatt sagt darüber: „Dieser nachdrückliche Befehl und strenge Beschluß erinnert uns an die Geschichte zweier verschwenderischen Eheleute aus der Londoner eleganten Welt, die sich genöthigt sahen, ihre Ausgaben zu beschränken, und die nach langem Kampf, und nachdem sie zu der Einsicht gekommen, daß sie ohne Wagen, Pferde und Bedienten, ohne Salongesellschaften und Theater nicht auskommen könnten, endlich beschlossen, — das Pfennigmagazin aufzugeben!"

Ebenso bedeutsam ist die letzte Sitzung des Direktorenhofs vor seiner Auflösung. Es war am 30. August 1858, wo diese mächtige Versammlung, welche seit anderthalb hundert Jahren die Geschicke Indiens leitete, zum letzten Mal zur Berathung sich zusammenfand. Der erste Gegenstand, der behandelt wurde, war die schließliche Bestätigung eines Ehrengehalts, der schon früher dem berühmten Statthalter des Pandschāb, Sir John Lawrence, dem Retter Indiens, der zugleich seinen christlichen Glauben furchtlos unter Hindus und Muhamedanern bekannt und bethätigt hatte, ausgesetzt worden war „in Anerkennung seiner langen und ausgezeichneten Dienste". Da erhob sich aus der Mitte der Direktoren ein Herr Jones und trug darauf an, daß die eben genannten Worte gestrichen werden. „Sir John Lawrence," fügte er hinzu, „ist unzweifelhaft ein Mann von großem Verstand, großer Thatkraft und großer Hingebung. Aber ich kann in seinem Verhalten gegen die Bewohner des Pandschāb nicht die Bezeugungen von Recht und Gerechtigkeit erkennen, die von ihm zu erwarten waren. Er war Einer von denen, die durch ihr Verfahren das Feuer der Revolution angezündet haben. . . . Die Bevölkerung von Indien ist gegen solche Gewaltmaßregeln mit gewaffneter Hand aufgestanden und hat damit nur gethan, was wir selbst unter ähnlichen Umständen auch gethan hätten."

Darauf nahm ein anderer der Direktoren das Wort und sagte: Man habe viel von der Ausbreitung des Christenthums in Indien geredet; aber was für einen Erfolg man denn von solchen Versuchen erwarten könne, wenn man selbst die Grundsätze des Christenthums verletze und Unrecht und Gewalt übe? Die Eingeborenen Indiens hätten als freie Männer nur gethan, was jeder Engländer in ähnlichem Fall auch thun würde. Was aber die Grausamkeiten betreffe, deren man die Sipāhis während des Aufstands beschuldigt habe, so sei das Alles baarer Unsinn, und kein Wort sei daran wahr 2c.

So konnten die Herren sich nicht enthalten, noch in ihrer Schlußsitzung ihren bittern Groll gegen einen Mann auszulassen, der trotz aller Befehle des Direktorenhofs seinen Christenglauben nicht feige verläugnen wollte, und ohne dessen Energie Indien für England verloren gewesen wäre. Ja, es war ein willkommener Anlaß, noch einmal und zum letzten Mal dem freien Bekenntniß des Christenthums die Schuld des indischen Militäraufstandes aufzuladen, dagegen die Scheußlichkeiten der lieben, vielgehätschelten Sipoys mit dem Mantel

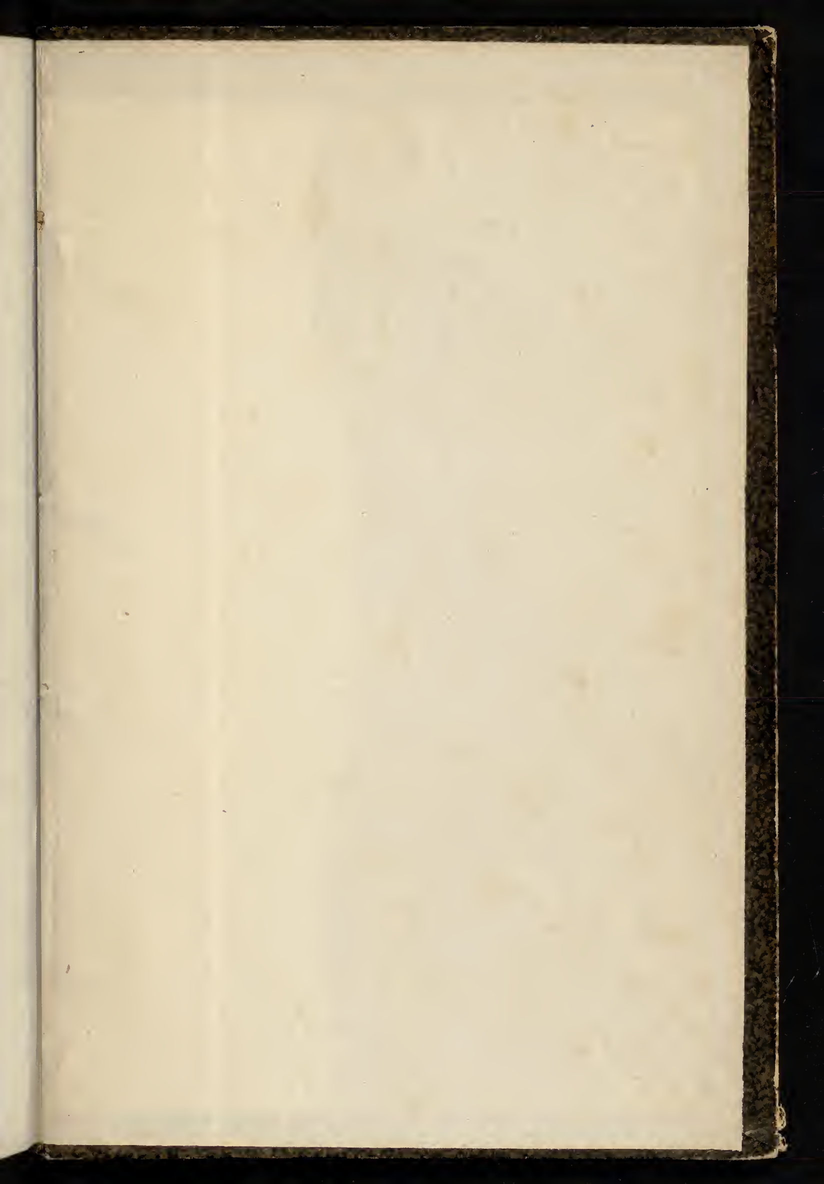
der Liebe zuzudecken. Es ist wahr, der Satz von den „langen und ausgezeichneten Diensten" des großen Mannes blieb trotz dieser Einwendungen stehen, und der Ehrengehalt wurde bestätigt; aber die Geschichte wird es der Nachwelt noch sagen, daß die Ostindische Compagnie noch in ihrer letzten Sitzung solche Stimmen in ihrer Mitte hören ließ.

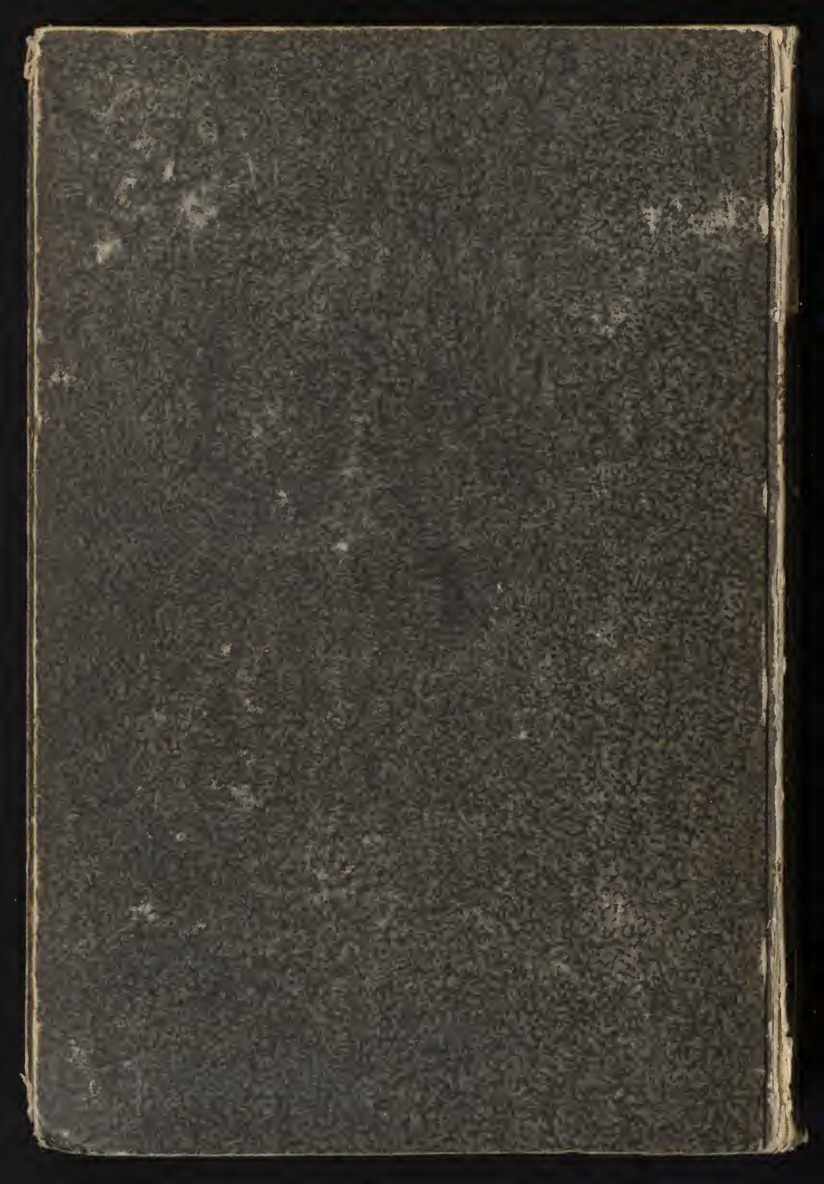
Diese berühmte, fast möchte man sagen weltherrschende Macht von fürstlichen Kaufherren ist still und beinahe unbemerkt vom Schauplatz abgetreten. Ein Napoleon I, ein Karl X, ein Louis Philipp sind unter lautem Revolutions- und Waffengetös und unter dem Staunen der Welt von viel niedrigeren Thronen herabgestiegen; der 30. August 1858 ist ohne Geräusch noch Aufsehen vorübergegangen, obschon an jenem Tage ein viel größeres Ereigniß geschah. Es war eine Gerichtsthat Gottes, die für den sinnenden Beobachter ewig denkwürdig bleiben wird.

Der Raum nöthigt uns, die weitern Betrachtungen über die Zustände Indiens auf ein folgendes Heft zu verschieben.

Fernando Po.

Es ist eines der beachtungswerthesten Zeichen unserer Zeit, daß die römisch-katholische Kirche allenthalben ihre Anstrengungen verdoppelt, ja verzehnfacht, um die evangelische Kirche mit allen Mitteln, die ihr zu Gebote stehen, zu beeinträchtigen, zu bekämpfen, zu vernichten. Ein aufmerksamer Beobachter kann es nicht verkennen, daß Rom in unsern Tagen mit der Miene eines siegesgewissen Kämpfers sich aufgemacht hat, von nun an überall angriffsweise vorzuschreiten. In denjenigen Staaten und politischen Gemeinwesen, wo die evangelische Kirche die herrschende ist, wendet sie die Mittel der List und scheinbar harmloser Umtriebe an, um zunächst nur einmal festen Fuß zu fassen. Gleichwie man in einen mächtigen Baumstamm erst einen kleinen Keil treibt, um einen schwachen Riß im festgeschlossenen Holz herbeizuführen, dann





Rückblicke auf das Jahr 1858.

Zweiter Artikel.

Indien.

Wir haben im ersten Heft dieses Jahrgangs unsre Blicke längere Zeit auf dem türkischen Reiche verweilen lassen und den dortigen Stand der Dinge uns zu vergegenwärtigen gesucht. Wir schreiten mit unsrer Umschau weiter in den Osten vor und wenden unser Auge nach demjenigen Lande, das in der neuesten Zeit vor andern die Aufmerksamkeit der europäischen Welt auf sich gezogen hat, — nach Indien.

Das Jahr 1858 wird für die Geschichte dieses großen und bis in seine Grundfesten erschütterten Reiches auf alle Zeiten denkwürdig und von unvergänglicher Bedeutung bleiben. Der furchtbare Militär-Aufstand, der am 10. Mai 1857 zu Mīrat seinen blutigen Anfang nahm, dann gleich einer mitternächtlichen Feuersbrunst mit unglaublicher Schnelligkeit und unter entsetzlichen Verheerungen von Station zu Station, von Provinz zu Provinz sich verbreitete und endlich so ungeheure Dimensionen annahm, daß eine Armee von 100,000 wohldisciplinirten, mit fast unerschöpflichen Kriegsvorräthen ausgerüsteten und fanatisch aufgeregten Sipāhis siegesgewiß jenen kleinen Häuflein der Engländer gegenüberstand, die auf hunderte von Meilen von einander getrennt, unvorbereitet, ohne Zusammenhang unter sich, fast vereinzelt um ihr nacktes Leben kämpften, — dieser Militär-Aufstand ist durch Anstrengungen, Aufopferungen und einen Heldenmuth, wie dessen nur die angelsächsische Rasse fähig ist, und wie ihn die Geschichte nur in wenigen Fällen wieder aufzuweisen vermag, zuerst gestemmt, dann in seinem eigentlichen Herd (Delhi und Lacknau) überwunden

